

Fragestellungen und Erkenntnisinteressen dialektologischer Sammeltätigkeit¹ Dargestellt vorwiegend am Beispiel von Sprachatlanten

VON WERNER KÖNIG

Einleitung

Regionale Sprachformen hat es immer schon gegeben. Aber sie hatten bis zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache einen anderen Stellenwert: Sie waren selbständige, gleichberechtigte Sprachen im Verbund des Deutschen. Mit der Etablierung einer relativ einheitlichen Schriftsprache, ein Prozeß, der von ca. 1500 bis ca. 1800 dauerte, bekamen solche Sprachformen einen neuen Stellenwert, sie wurden herabgestuft zu Dialekten. Eine überdachende Hochsprache ist wesentliches Konstituens dessen, was wir heute als Dialekt bezeichnen.

Damit war auch ein Kontrast da, ein Raster, ein Bezugssystem; erst die Bemühungen der Gelehrten um die Förderung und die Beschreibung der für alle verbindlichen Schriftsprache rücken die ›Landsprachen‹ in das damalige Bewußtsein und zwar negativ, als zu vermeidende, schlechte, unsystematische Sprachen ohne Regel und Ordnung. Sie stellen ein Hindernis dar für die Ausbreitung der überlegenen, vorbildlichen, einheitlichen deutschen Schriftsprache. So sind die Stimmen, die sich zu den Dialekten äußern, im 16. und 17. Jahrhundert und überwiegend auch noch im 18. Jahrhundert ablehnend².

Frühe Sammeltätigkeit im 18. Jahrhundert

Wohl der Erste, der ein Wort gegen diese negative Sicht der Dialekte fand, war Leibniz. In seinen ›Unvorgreiflichen Gedanken‹ von 1697 fordert er u. a. ein Wörterbuch »[...]».

1 Generell zu Thema vgl. Ulrich KNOOP, Das Interesse an den Mundarten und die Grundlegung der Dialektologie, in: Werner BESCH u. a. (Hg.), Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung, 2 Bde. (HSK 1.1–2), Berlin-New York 1982–1983, hier Bd. 1 (HSK 1.1), 1982, S. 1–23; Arno RUOFF, Die Forschungstätigkeit der Württembergischen Schule als Beispiel regionaler Dialektologie, in: Ebd., S. 127–144; Hugo STEGER, Erkenntnisinteressen und Zielorientierung in der Dialektologie, in: Ebd., S. 397–424; Klaus J. MATTHEIER, Datenerhebung und Forschungsziel, in: Ebd., S. 622–639.

2 Emil STEIGER, Mundart und Schriftsprache in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts nach gleichzeitigen Zeitschriften, Diss. Freiburg i. Br. 1919; Walter HENZEN, Schriftsprache und Mundarten. Ein Überblick über ihr Verhältnis und ihre Zwischenstufen im Deutschen, 2. Aufl. Bern 1954, S. 135–139; Peter v. POLENZ, Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. II, 17. und 18. Jahrhundert, Berlin-New York 1994, S. 224 f.

vor alte und Land-Worte und solche Dinge so zur Untersuchung des Ursprungs und Grundes dienen [...]»³

Es dauert ziemlich lange, bis sein Aufruf größere Wirkung zeigt. Bis 1750 erscheinen solche Wörtersammlungen nur ganz vereinzelt, ab 1780 aber für 20 Jahre in dichter Folge⁴. Insgesamt sind inzwischen ca. 250 Stück bekannt. Sie firmieren als Sammlung von »Provinzialwörtern«, »Provinzialismen«, aber auch als solche von »Volkswörtern, Ausdrücken des gemeinen Mannes«⁵. In der Forschung faßt man sie als »Idiotica« oder »Idiotismsammlungen« zusammen. Nach den in ihnen selbst vorhandenen Aussagen sollten sie Hinweise zur Etymologie der deutschen Sprache liefern, sie konnten den Reichtum, die Eigenständigkeit des Deutschen erweisen, helfen, das »Genie« – was auch immer damit gemeint war – der Sprache zu untersuchen, helfen, bei der Erklärung/Bedeutungsbestimmung von in der Schriftsprache ausgestorbenen Wörtern, die man in alten Schriften vorfand, – insbesondere wird hier auf Rechtstexte verwiesen – und helfen, die neu entstandene Schriftsprache zu bereichern, zu verbessern. Aber auch alltagsbezogenen Zwecken sollten sie dienen: als Verständigungshilfe für Reisende und Amtspersonen. Philologische Gründe stehen neben solchen, die praktischer Natur sind⁶. In diesen Provinzialwörtersammlungen findet die erste systematische Aufzeichnung von Dialektwörtern statt. Sie sind meist in Zeitschriften erschienen und von geringem Umfang.

Auch in unserer Gegend gibt es aus den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts mehrere von ihnen: Man hat sie heute bei Haas⁷ bequem zur Verfügung. Als Beispiel hier ein Idiotikon aus Kaufbeuren:

3 Gottfried Wilhelm LEIBNIZ, *Unvorgreifliche Gedancken betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache*, Hannover 1697; Nachdr. London 1995 (*History of Linguistics, 18th & 19th Century German Linguistics 1*), Kap. 33. Generell zum Thema Sigrid von der SCHULENBURG, *Leibnizens Gedanken und Vorschläge zur Erforschung der deutschen Mundarten* (Abh. der Preuß. AdW 1937, Phil.-hist. Kl. 2), Berlin 1937.

4 Vgl. Walter HAAS (Hg.), *Provinzialwörter. Deutsche Idiotismsammlungen des 18. Jahrhunderts* (Hist. Wortforsch. 3), Berlin 1994, S. XLV.

5 Ebd., S. XXV.

6 Nach HAAS, ebd., S. XXIX, und Hermann NIEBAUM, ... Fundgrube zur Bereicherung, ja selbst zur Berichtigung des Hochdeutschen, in: *Wortes anst. Verbi gratia. Donum natalicum Gilbert A. R. de Smet*, ed. Heinrich Leonhard COX u. a., Leuven 1986, S. 371–380.

7 HAAS, *Provinzialwörter* (wie Anm. 4).

150

VIII. Miscellanien.

ment machen, sich ver- neigen.	Geschupst, halb närrisch.
Dingeler, einfältiger Mensch.	Glube, Stecknadel.
^{zibler,} ^{lucini geh.} Difele, Huhn.	Gispel, wunderlicher Mensch.
Einfeschen, Kinder ein- binden.	Gogelhopf, eine Art Back- werk mit Rosinen und Eibeben, das gewöhnlich Sonnabend Nachts ge- essen wird.
Einkehr, Besuch.	Goller, Halskragen der in die Auspurger Tracht ge- kleideten Frauenzimmer.
Einschlöfen, ankleiden.	Gosche, das Maul.
Fattsefen, Schnupstuch.	Gozig, einzig.
Flacken, liegen.	Gremen, weinen.
Flause, Lüge.	Grind, Kopf.
Feißt, Fette.	
Fegen, Hader-Lumpen zum fegen.	
Fizgen, reiben.	

Abb.: [J.] WAGENSEIL, Verzeichnis einiger Kaufbeurischen Provinzialwörter, in: Olla Potrida, Eine Quartalsschrift, 1784, 2. Stück, Nr. VIII, S. 149–154, hier S. 150.

Diese Wortsammlung umfaßt insgesamt ca. sechs Druckseiten, ist alphabetisch geordnet und kein Dialektwörterbuch im heutigen Sinn. Man vermißt Angaben zum Genus der Substantive, zur Valenz (wie wird *einschlöfen* konstruiert?), macht man eine *Einkehr* oder bekommt man eine? Auch das Wort *Fattsefen* kann jemand, der nicht weiß, daß der zweite Vokal lang und betont ist, nicht richtig lesen. Außerdem ist es falsch lemmatisiert, es hieße wohl besser *Fattsele*, da es eine Diminutivform ist. Generell fehlen Wörter, die auch die Hochsprache besitzt. Es ist eine Sammlung von Wörtern, die dem Verfasser kurios, merkwürdig erschienen.

Die forschungsgeschichtliche Stellung der Umfrage von der Leyens von 1908

Wörterbücher solcher Art werden auch heute noch von Laien angefertigt. Man schreibt das auf, was einem als besonders bemerkenswert, als Kuriosum erscheint. Der Blick kommt vom Neuhochdeutschen her. Was dort in der Schriftsprache nicht vorkommt, erscheint als etwas Besonderes, als etwas, was des Aufschreibens wert ist. Das ist auch

genau der Blick, den der Fragesteller im Fragebogen des Bayerischen Vereins für Volkskunst und Volkskunde in München 1908 hat. Das Material wurde 1999 als Band 1 einer neuen Quellenreihe von G. Willi publiziert⁸.

Von diesen Fragestellern wird im Abschnitt ›V. Mundart‹ gewünscht:

Ich gebe hier nur das wieder, was da unter arabisch 4 steht. Es sollen aufgezeichnet werden⁹:

Merkwürdige Bezeichnungen für menschliche Körperteile, für deren Tätigkeit, für geistige Tätigkeit, für Verwandtschaftsgrade, Gesinde, merkwürdige Ausdrücke aus Haus- und Landwirtschaft, Forstwesen, Jagd, Fischerei, Handwerken. Merkwürdige Bezeichnungen für Tages- und Jahreszeiten, Wochentage und Monate.

Das Kriterium, nach dem die Gewährsperson aus der Fülle dialektaler Wörter auswählen sollte, wurde über das Adjektiv *merkwürdig* vermittelt. Es kommt hier in diesem Satz dreimal vor. Und was ist ›merkwürdig‹ an einer Sprache? Wenn etwas selten ist und in dem Raster, das mir zum Vergleich zur Verfügung steht, nicht vorkommt. Was bei dieser Sicht für die Dialektologie herauskam, ist nichts anderes als bei den Idiotika des 18. Jahrhunderts: Eher schlechter, weil weniger umfangreich. Meist völlig heterogenes Material, das sich für eine geographische Auswertung nicht eignet, das wegen fehlender substantieller Informationen auch nicht für ein Wörterbuch taugt, das höchstens als Zusatzinformation für vorhandene, bessere Korpora zu verwerthen ist. Von der Leyen, der Fragesteller, war auch Germanist. Er hätte es besser wissen können, er hätte es wenigstens so wie Georg Wenker beim deutschen Sprachatlas machen können. Dann wäre er auf dem Stand von ca. 1876 gewesen.

Warum er das überhaupt noch angehängt hat, welche Fragestellungen er damit beantworten wollte, welche konkreten Erkenntnisinteressen ihn leiteten, das läßt sich heute wohl nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Es ist wohl der badische Fragebogen, der als Vorbild diente¹⁰. Ganz allgemein läßt sich aber sagen: Friedrich von der Leyen steht in der weiter wirkenden Tradition der Romantik. Aus ihr ist die Volkskunde und die Germanistik hervorgegangen. Jacob Grimm, der Begründer von beiden hat Volkslieder und Märchen gesammelt, hat sich mit dem Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen beschäftigt, er hat Rechtstexte des einfachen Volkes (Weistümer) ediert. Er hat sich selbst aber kaum mit Dialekten beschäftigt, seine Wertschätzung der Sprache als erforschenswerter Teil der Volkskultur speist sich aus den Quellen der Romantik und nicht denen der Aufklärung¹¹. Die Romantik begreift das ganze Volk als Organismus, von dem ein Teil die Sprache ist und in der es – wenigstens für die Epigonen – den ›Volksgeist‹ aufzufinden gilt. Diese populär-romantische Sicht der Dinge steht hinter einer solchen

8 Alltag und Brauch in Bayerisch-Schwaben. Die schwäbischen Antworten auf die Umfrage des Bayerischen Vereins für Volkskunst und Volkskunde in München von 1908/09, bearb. von Gerhard WILLI (Veröff. SFG Reihe 10: Quellen z. hist. Volks- und Landeskunde 1), Augsburg 1999.

9 Druck des Fragebogens ebd., S. 3 f., hier S. 4.

10 Vgl. den Beitrag von Werner MEZGER in diesem Band, S. 143–168.

11 Vgl. Walter HAAS, Jacob Grimm und die deutschen Mundarten (Zs. für Dialektologie und Linguistik, Beih. 65), 1990.

Anfrage, vor dieser großen Frage verblaßt der kleinkrämerische Anspruch des Sprachwissenschaftlers, der auch noch wissen will, ob es ›der‹ oder ›die Bank‹ heißt, ob *ein-schlöfen* reflexiv oder sonstwie konstruiert wird.

Um 1970 kann L. Weifert in der gleichen Tradition schreiben: »Diese Kundfahrten waren ein begeisterndes Erlebnis, das in seiner Unmittelbarkeit typische Züge der Volksseele offenbarte und damit den tieferen Sinn der Mundartforschung und -arbeit in schönster Weise erkennen ließ.«¹² Der Blick in die Volksseele als Sinn der Dialektforschung. Andererseits gibt es im Gegensatz dazu in der Germanistik des 20. Jahrhunderts auch die Angst vor dem Kuhstall, haben Teile der Linguistik Angst vor Berührungen mit dem gemeinen Volk, gilt einer, der das Schriftdeutsche beschreibt, mehr als einer, der sich ›nur‹ mit Dialekten befaßt hat. Überhaupt ist das Verhältnis zum Landleben bzw. zum Bauernstand seit dem 18. Jahrhundert ein zwiespältiges. Der Bauer wird in diesem Jahrhundert allmählich mehr als der nur ungebildete Töpel, der Merkantilismus entdeckt ihn als Wirtschaftsfaktor, die Schäferpoesie baut ihn positiv in ihre fiktiven Welten ein; in der Nachfolge der Romantik entsteht dann das Bild, das sich noch 1970 in L. Weiferts oben zitiertem Satz dokumentieren konnte. Also der Landmann als liebenswertes Kuriosum, als Teil einer Welt, die im Gegensatz zur eigenen noch in Ordnung ist, mit dem man aber nicht tauschen möchte. Andererseits: Pfui, da stinkt's nach Kuhstall, gottseidank schaut uns beim Essen nicht der Schweinskopf an, essen wir das Fleisch in abstrahierter Form als Schnitzel oder Hamburger. In dieser Welt kann man sehr schnell umstellen von romantischer Verklärung zu schärfster Distanzierung, von der Milka Kuh auf der Alm zur Verachtung derer, die außerhalb des Fernsehspots die Kühe putzen und den Stall säubern.

Johann Andreas Schmeller

Und genau diese verachteten Menschen hat Johann Andreas Schmeller, der Schöpfer des Bayerischen Wörterbuchs, im Blick, aber nicht im Sinne der Romantik.

Er verfolgt mit seinen Forschungen andere, letztlich pädagogische Zwecke. Es geht ihm darum, wie er einmal (1816) schreibt, »den gemeinen Mann oder vielmehr den jungen Nachwuchs in den Volksschulen in den Stand zu setzen, daß er über seine eigne Rede nachdenken, in den verschiedenen Spracherscheinungen das Übereinstimmende, zur Regel werdende auffinden könne«¹³.

Aus der »Vergleichung älterer Urkunden« kann man lernen, daß die »Wendungen unseres gemeinen Mannes nicht immer regellose Verdrehungen oder träge ›Verhunzungen‹ der einmal angenommenen gesetzmäßigen Schriftsprache, sondern daß sie viel

12 Ladislaus Michael WEIFERT, Deutsche Mundarten. 2 Schallplatten und Leitfaden mit einer Übersichtskarte, München o. J. [ca. 1970], S. 7.

13 Richard J. BRUNNER (Hg.), Johann Andreas Schmeller und die Bayerische Akademie der Wissenschaften. Dokumente und Erläuterungen (Abh. der BAAdW, Phil.-hist. Kl. NF 115), München 1997, S. 102.

öfter, ja meistens eben so alt als seine ältesten Kirchen und Schlösser, und manchmal an sich gesetzmäßiger, consequenter als die [...] Büchersprache sind«¹⁴

Schmeller findet mehr als nur ›Merkwürdigkeiten‹ in den Dialekten: Er verbindet die Mundarten mit der historischen Tiefe – wie es Grimm gleichzeitig mit der Hochsprache machte – und stellte strukturalistisch Regelmäßigkeit, System fest.

Solche Thesen waren in der damaligen Zeit revolutionär. Vor ihm hat man darüber nicht einmal diskutiert! Er schreibt gegen jene, die nur die Schriftsprache als erforschenswert betrachten. Er ist damit nicht nur Kuriositätensammler wie fast alle Dialektwörterbücher vor ihm und viele nach ihm – das brauche ich hier nicht nachzuweisen – er geht viel weiter. An Schmellers 200. Geburtstag faßt das Robert Hinderling in folgenden Worten zusammen: »Die Bedeutung Schmellers sehen wir darin, daß er dem einfachen Manne, der einfachen Frau, die vorab ob ihrer Sprache verspottet wurden, ihre Würde zurückgegeben hat.«¹⁵ Er hat wenigstens dazu beigetragen, diesen Prozeß zu fördern. Wäre dieser Prozeß abgeschlossen, dann wäre Anfang Januar 2001 (5.1.) nicht ein Leserbrief als Reaktion auf die laufende Dialektkartenserie der Augsburger Allgemeinen aus dem Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben geschrieben worden, in dem diese Serie auch als »gewichtiger Beitrag zur Bewahrung unserer Menschenwürde« bezeichnet wird.

Also: Dialektforschung hat indirekt Auswirkungen auf die Situation, Achtung der Menschenwürde. Vielleicht mag das manchem als für die heutige Zeit übertrieben vorkommen, wer sich aber aufgrund der ihm in der Kindheit zugewachsenen Muttersprache diskriminiert/mißachtet fühlt, der sieht das sicher nicht so!

Eine Zwischenbemerkung

Ich habe jetzt darüber gehandelt, wie Johann Andreas Schmeller selbst seine Arbeit sah. Ich habe nichts darüber sagen können, was den bayerischen Kronprinzen, den späteren Ludwig I., im Jahr 1816 dazu bewegt hat, Schmeller, der Offizier im bayerischen Heer war, für die Aufgabe, die Dialekte Bayerns zu erforschen, freizustellen und ihm für zwei Jahre je 500 Gulden aus seiner Privatschatulle zur Verfügung zu stellen.

Ich habe auch nichts sagen können über tausend andere Gründe, die sich im riesigen Werk Schmellers sonst noch finden. Ich habe nur die, die für die damalige Zeit und für uns heute noch außergewöhnlich waren und sind, hier aufgezählt. Schmeller steht damit und mit seinen sonstigen Äußerungen zum Thema mehr in der aufklärerischen Tradition

14 Ingo REIFFENSTEIN, Zur Geschichte, Anlage und Bedeutung des Bayerischen Wörterbuchs, in: Jb. der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft 1984, S. 17–39, hier S. 21; Ludwig ROCKINGER, An der Wiege der bayerischen Mundart-Grammatik und des bayerischen Wörterbuchs (OA 43), München 1886; Nachdr. Aalen 1985, S. 83.

15 Werner WINKLER, Dem einfachen Mann Würde zurückgegeben. Kranzniederlegung am 6. August 1985, in: ›Nicht ganz umsonst hab ich gelebt ...‹ Rückblick auf das Schmeller-Jahr 1985. Hg. von Kerstin DOLDE – Monika WARTER (Jb. der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft 1986), S. 93.

des 18. Jahrhunderts als in der romantischen wie Jacob Grimm, dessen Schule 150 Jahre die Germanistik beherrschen sollte¹⁶.

Hermann Fischers Geographie der schwäbischen Mundart und der Deutsche Sprachatlas von Georg Wenker

Ich möchte nun auf zwei Werke eingehen, die in den achtziger Jahren des vorletzten Jahrhunderts entstanden sind. Inzwischen waren allenthalben an den Universitäten germanistische Lehrstühle entstanden, die Germanistik kümmerte sich vor allem und fast nur um die deutsche Nationalliteratur und mit den Junggrammatikern war eine mächtige sprachwissenschaftliche Schule entstanden, die ihre ganz und gar historisch ausgerichtete Grammatikforschung als Naturwissenschaft betrachtete und die mit großer Rigorosität ihre Theorien verfocht. Ihr fast ausschließliches Forschungsgebiet waren die historisch überlieferten indogermanischen Sprachen, die sie verglichen, Verwandtschaften und sonstige Abhängigkeitsverhältnisse herausarbeiteten und Beschreibungen für die ihnen bekannten historischen Sprachen anfertigten und die nichts mehr gemein hatten mit der spekulativen Etymologie des 18. Jahrhunderts. Nicht wenige Handbücher, die für 100 Jahre Grundlage für die weitere Forschung waren, haben sie hinterlassen. Dialekte waren zunächst für sie aber kein Gebiet. Die Dialektforschung war seit der Blüte der Idiotismensammlungen der 80er Jahre des 18. Jahrhunderts zwar nicht ganz zum Erliegen gekommen, es entstanden aber trotz Schmeller nur wenige Arbeiten. In Tübingen war 1888 H. Fischer auf den germanistischen Lehrstuhl gekommen, schon 1882 hatte er A. v. Kellers Sammlungen zur schwäbischen Mundart übernommen, aus denen er ein Wörterbuch machen wollte. Sein Sprachatlas, seine 1895 erschienene »Geographie der schwäbischen Mundart«, gehörte für Fischer quasi zu den Vorarbeiten für sein »Schwäbisches Wörterbuch« (1904–1936). »Es schien mir wünschenswert, dem Schwäbischen Wörterbuch eine geographisch-grammatische Arbeit vorzuschicken, um zuvor schon über die gesetzlichen Variationen in der Lautform der einzelnen Wörter zu orientieren«¹⁷. Ein sehr praktisches Verfahren, denn es entlastet dieses Wörterbuch von Angaben zur geographischen Verteilung von häufig vorkommenden sprachlichen Erscheinungen, die als Text nur sehr schwierig und unanschaulich darzustellen sind. Für den Benutzer ist eine in Worten beschriebene Landkarte kaum brauchbar. Fischer kann sich in seinem Wörterbuch damit ganz der Darstellung lexikalischer Probleme widmen und für Lautprobleme (wo heißt es *graoß* und wo *groaß* für ›groß‹?) auf seinen Atlas verweisen.

16 Vgl. Peter WIESINGER, Johann Andreas Schmeller als Sprachsoziologe, in: *Linguistic Method. Essays in Honor of Herbert Penzl*, ed. by Irmengard RAUCH – Gerald F. CARR, The Hague u. a. 1979, S. 585–599.

17 Hermann FISCHER, *Geographie der schwäbischen Mundart. Mit einem Atlas von 28 Karten*, Tübingen 1895, S. III. Vgl. dazu auch A. RUOFF, *Forschungstätigkeit* (wie Anm. 1); Werner KÖNIG – Renate SCHRAMBKE, *Die Sprachatlanten des schwäbisch-alemannischen Raumes. Baden-Württemberg, Bayerisch-Schwaben, Elsaß, Liechtenstein, Schweiz, Vorarlberg* (Themen der Landeskunde 8), Buhl/Baden 1999, S. 30–37.

Es ging Fischer aber nicht nur um sein Wörterbuch, sondern es ging ihm auch um die großen sprachwissenschaftlichen Fragen seiner Zeit: z. B. um das Problem der Gliederung der Mundarten und damit auch nur die indogermanistische Frage Welle oder Stammbaum, auch um die Bezeichnung der Mundarträume und damit um die Frage des Verhältnisses der Siedlungsräume der alten germanischen Stämme zu den heutigen Dialektgrenzen. Bis heute ziehen die Bezeichnungen Alemannisch und Bairisch für die Sprachräume auch die Vorstellung nach sich, daß an der Sprachgrenze die alten Stammesgrenzen gelegen seien. Fischer widerlegt diese Theorie mit seinem Atlas. Für kurze Stücke – so ist in einer Diskussion, die bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts ging, erwiesen worden, – kann das gelten, ansonsten haben die Sprachgrenzen andere Verläufe. Es geht ihm auch um die Art von Sprachgrenzen: Vielfach glaubte man im 19. Jahrhundert, daß es relativ stabile Dialekträume gäbe, mit relativ klaren Grenzen nach außen. Auch hier suggerieren Dialektbezeichnungen wie ›schwäbisch‹ und ›bairisch‹ eine Einheitlichkeit, wie sie nicht vorhanden ist. Auch das erweist sein Atlas: »Wenn man die Grenzlinien meiner 25 ersten Karten auf eine einzige Karte zusammenträgt, so zeigt sich ein Bild äußerster Regellosigkeit.«¹⁸. Er geht sogar so weit, und bezweifelt, daß man von »einer Einheit des Schwäbischen Sprachgebietes«¹⁹ sprechen kann. Ganz so regellos, wie Fischer meinte, sind sprachliche Grenzverläufe nicht. Heute geht man davon aus, daß sich sehr wohl ›Kerngebiete‹ mit gemeinsamen sprachlichen Eigenheiten finden lassen und daß sich an ihren Rändern breite Übergangs- und Grenzgebiete befinden. Auch für die Erforschung von Fragen der relativen Chronologie von Lautveränderungen und die Lokalisierung von Handschriften sollte der Atlas Grundlage sein²⁰.

Diese Gesichtspunkte sind erst im nachhinein, also beim Erscheinen des Atlases 1895, formuliert und publiziert worden. Beim ersten (Entlastung des Wörterbuchs) leuchtet unmittelbar ein, daß man zu diesen Zwecken einen Sprachatlas machen kann. Auch Schmeller hat seinem Wörterbuch eine grammatische Beschreibung der Mundarten Bayerns vorausgeschickt²¹, mit der wahrscheinlich ersten Dialektkarte, die überhaupt gezeichnet wurde. Und daß man mit einem Sprachatlas dokumentieren will, wo Sprachgrenzen verlaufen, ist auch klar. Ob die Frage nach der Struktur der Sprachgrenzen und ob Welle oder Stammbaum auch schon von Anfang auf Fischers Forschungsfahnen standen, das möchte ich bezweifeln. Später wenn man weiß, wie die Sache ausgegangen ist, stellen sich solche Entwicklungen zielgerichtet als logisch dar. Historisch werden die Vorgänge vom relevanten Ergebnis her interpretiert. So ist es auch hier geschehen, denn in seiner ungedruckten Antrittsvorlesung von 1888, die mir in maschinenschriftlicher Abschrift dankenswerterweise von A. Ruoff zur Verfügung gestellt wurde²², ist viel von Stämmen, viel von historischen Schreibdialekten, auch von

18 FISCHER, ebd., S. 80.

19 Ebd., S. 81.

20 Hermann FISCHER, Geographie der schwäbischen Mundart, in: WVjh NF 4 (1895), S. 114–125, hier S. 122.

21 Johann Andreas SCHMELLER, Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt, München 1821.

22 Hermann FISCHER, Über Wege und Ziele der Dialektforschung. Inauguralrede. Tübingen 23.4.1888. Hs., 37 S., Universitätsbibliothek Tübingen Md 884. Ms. Abschrift von Arno Ruoff.

Volksgeschichte und Sprachgeschichte die Rede, aber nichts steht da von Welle und Stammbaum, wenig von Sprachgrenzen und ihrer Struktur, nichts von Lokalisierung von Handschriften und auch nichts von relativer Chronologie.

Auch Georg Wenker, dem Begründer des deutschen Sprachatlas, wurde lange unterstellt, er wollte mit seinem Atlas die junggrammatische Theorie der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze beweisen. Inzwischen hat man herausgefunden, daß Wenker nur untersuchen wollte, wo Dialektgrenzen laufen²³. Nicht mehr und nicht weniger. Die Sache mit der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze wurde von der tatsächlichen Wirkung des Werkes her dem Verfasser als bewußte Absicht / als bewußtes Ziel zugeschrieben. Das scheint kein Einzelfall zu sein, denn z. B. die Entdeckung des Wassermann-Tests zum Nachweis der Syphilis wurde lange als zielgerichtete Erforschung einer klaren vom Ergebnis her definierten Fragestellung dargestellt, war in Wirklichkeit aber ein Zufallsfund bei ganz anderen Forschungszielen²⁴.

Für den Deutschen Sprachatlas wie für Fischers Atlas gilt – im Gegensatz zum 18. Jahrhundert und zu Schmeller –, daß Gründe, die außerhalb der Germanistik liegen, als Begründung für das Werk praktisch keine Rolle mehr spielen. Das Fach ist an den Universitäten etabliert, es ist institutionalisiert, es ist von der Gesellschaft akzeptiert. Es gibt keinen Rechtfertigungsdruck mehr, man ist überzeugt, daß man etwas Sinnvolles tut. Regionale Sprachformen in Karten- oder Wörterbuchform zu erforschen, ist legitime, nicht in Frage gestellte Aufgabe der Germanistik. Wenn man Begründungen liefert, dann innerhalb des Faches, dadurch, daß man sagt, dazu gibt es nichts (»Forschungslücke«) oder das hilft, diese oder jene Frage meines Faches zu klären. Der gesellschaftliche Nutzen des Faches ist unbestritten, es muß nichts mehr weiter dazu gesagt werden.

Moderne Sprachatlanten

Makroziele

Wie ist es nun in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts? Ich möchte das exemplarisch an einigen größeren Projekten aufzeigen.

(1) Der Sprachatlas der deutschen Schweiz (1962–1997)²⁵, der in acht Bänden insgesamt über 1400 Karten publizierte, bietet für unsere Fragestellung wenig explizite Aussagen, er will »in erster Linie ein Grundlagenwerk sein«. Es geht ihm nicht darum, »mit diesen Karten irgendwelche Theorien zu beweisen, sondern einzig und allein: den

23 Vgl. Herbert Ernst WIEGAND – Gisela HARRAS, Zur wissenschaftlichen Einordnung und linguistischen Beurteilung des Deutschen Wortatlas, in: Germanistische Linguistik 1–2/71, Hildesheim 1971, S. 13–16.

24 Ludwik FLECK, Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache, 2. Aufl. (Suhrkamp – Taschenbuch Wissenschaft 312), Frankfurt/M. 1993, S. 71–108.

25 Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS). Begründet von Heinrich BAUMGARTNER – Rudolf HOTZENKÖCHERLE, in Zusammenarbeit mit Konrad LOBECK – Robert SCHLÄPFER – Rudolf TRÜB und unter Mitwirkung von Paul ZINSLI. Hg. von Rudolf HOTZENKÖCHERLE, 8 Bde., Bern 1962–1997.

sprachgeographischen Aufbau des Schweizerdeutschen in der frühen ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts so getreu als möglich festzuhalten [...]«²⁶.

(2) Der Mittelrheinische Sprachatlas betont ebenfalls seine Dokumentationsfunktion insbesondere im Hinblick auf seine besondere Fragestellung als Zweischichten-Atlas²⁷.

(3) Der Vorarlberger Sprachatlas hält sich mit einer Begründung nicht lange auf, indem er sagt, daß es heute nicht mehr notwendig sei, »in der Dialektologie die grundsätzliche Wichtigkeit der Kenntnis der dialektgeographischen Verhältnisse zu begründen«²⁸.

(4) Der Südwestdeutsche Sprachatlas (1989 ff.)²⁹ schreibt in seinem Einführungsband nichts zu Ziel und Zweck, dafür aber bieten Steger/Kelle 1989³⁰ neben einem fachimmanenten Ziel zwei außerlinguistische Zwecke: der Sprachatlas als Quellenwerk zur »historischen Landesgeschichte« und als Grundlage für die Didaktik des Deutschunterrichts mit Verweis auf das Problem »Dialekt als Sprachbarriere«.

(5) Im SBS wird im Einführungsband³¹ verhältnismäßig ausführlich der »Sprachatlas als Forschungsinstrument« beschrieben. Eine Druckseite des großformatigen Werkes wird dem Thema gewidmet. Die Bereiche, die hier angesprochen werden, fasse ich hier in Stichpunkten zusammen:

- Sein Nutzen für die Erforschung historischer Sprachformen
- Sein Nutzen für die Sprachwandeltheorie
- Sein Nutzen für die Erforschung der deutschen Sprachgeschichte, insbesondere der relativen Chronologie von Sprachwandelprozessen
- Sein Nutzen auch für zeitgenössischen Sprachwandel
- Sein Nutzen für strukturelle synchrone Beschreibung von Dialekten
- Sein Nutzen für die Beschreibung von Strukturen geographischen Übergangs.

Es sind noch weitere Punkte angesprochen, die hier angeführten aber sind geeignet, einen Eindruck meiner Argumentation zu geben. Als ich diesen Abschnitt zur Vorbereitung dieses Vortrags neu gelesen habe, habe ich mit Erstaunen festgestellt, daß das fast alles Probleme innerhalb der Sprachwissenschaft, also innerhalb meines engeren Faches

26 Rudolf HOTZENKÖCHERLE, Einführung in den Sprachatlas der deutschen Schweiz. A. Zur Methodologie der Kleinraumatlanten, Bern 1962, S. 6. Etwas ausführlicher Rudolf TRÜB, Der Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS). Ein Großatlas für einen Kleinraum, in: Sprachatlanten des Deutschen. Laufende Projekte. Hg. von Werner H. VEITH – Wolfgang PUTSCHKE (Stud. z. Kleinen deutschen Sprachatlas 2), Tübingen 1989, S. 138–178, hier S. 134.

27 Günter BELLMANN, Einführung in den Mittelrheinischen Sprachatlas (MrhSA), Tübingen 1994, S. 1; DERS. – Joachim HERRGEN – Jürgen Erich SCHMITT, Der Mittelrheinische Sprachatlas (MrhSA), in: VEITH – PUTSCHKE (Hg.), Sprachatlanten (wie Anm. 23), S. 285–314, hier S. 286.

28 Eugen GABRIEL, Einführung in den Vorarlberger Sprachatlas mit Einschluß des Fürstentums Liechtenstein, Westtirols und des Allgäus (VALTS), Bregenz 1985, S. 7.

29 Südwestdeutscher Sprachatlas (SSA), 1.–2. Lfg. (1989, 1991) hg. von Hugo STEGER – Eugen GABRIEL – Volker SCHUPP; 3.–6. Lfg. (1994, 1996, 1998, 2000) hg. von H. STEGER – V. SCHUPP, Marburg 1989 ff.

30 Hugo STEGER – Bernhard KELLE, Der Südwestdeutsche Sprachatlas (SSA), in: VEITH – PUTSCHKE (Hg.), Sprachatlanten (wie Anm. 23), S. 201–221, hier S. 204.

31 Werner KÖNIG, Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben, Bd. 1. Einführung (Bay. Sprachatlas, Regionalteil 1), Heidelberg 1997, S. 15 f.

sind, die da angesprochen wurden. Und als Organisator dieses Werkes weiß ich ja, daß das nur die halbe Wahrheit ist. Es gibt Schriftsätze von mir, die argumentieren

- daß die Dialekte in ihrer heutigen Form bald ausgestorben sein werden, daß sie deshalb in einem Dialektmuseum ›Sprachatlas und Wörterbuch‹ aufbewahrt werden müssen
- daß ein solches Werk geeignet ist, das Selbstbewußtsein Bayerisch-Schwabens zu fördern
- daß ohne ein solches Werk ›Wörterbuch‹, das ebenfalls unter meiner Leitung entsteht, wir uns von unserer Vergangenheit abschneiden, weil das für uns zuständige Werk Fischers Schwäbisches Wörterbuch das Gebiet rechts der Iller weniger stark berücksichtigt und deshalb viele Lücken besitzt. Wir schneiden uns von der Vergangenheit ab, wenn wir zum Beispiel Teile einer Gemeinderechnung aus dem 18. Jahrhundert nicht mehr verstehen, weil uns die vorhandenen Hilfsmittel im Stich lassen
- daß die Dialekte auch ein Spiegel der Volkskultur und des Geisteslebens der Mehrzahl unserer Bevölkerung sind bzw. waren und von daher auch als historische Dokumente zu betrachten sind.

Solche Argumente zielen auf ganz andere Adressaten wie die vorher in Stichpunkten ausgebreiteten innergermanistischen. Natürlich hat die zweite Gruppe genauso ihre Berechtigung wie die erste, sie hat sie eigentlich in weit höherem Maße, weil es Argumente vor allem sind, die nicht aus dem Fach heraus kommen und weil diese Argumente geeignet sind, Geldgeber und was heute genauso wichtig ist, die Öffentlichkeit von der Notwendigkeit/Nützlichkeit eines Werkes zu überzeugen. Damit sind wir auch wieder zurückgekehrt zum gesellschaftlichen Nutzen, wie ihn Schmeller und die *Idiotica* für sich explizit in Anspruch nahmen. Wer sich nicht meine Anträge an diverse Geldgeber, meine sonstigen Verlautbarungen in der Öffentlichkeit ansieht, wird bei der Behandlung der hier im Vortrag gestellten Fragen zum gleichen Ergebnis kommen wie ich vorher bei Fischer und Wenker. Ich weiß nicht, ob meine Ergebnisse für diese beiden auf lückenhafter Recherche beruhen, ich glaube eher nein. Die Geschichte des Wenkerschen Werkes ist relativ gut aufgearbeitet, das läßt mich das für den DSA fast ausschließen, die Geschichte von Hermann Fischer ist weit weniger gut erforscht, da könnte es eher der Fall sein.

Mikroziele

Was ich bisher beschrieben habe, waren Makroziele, globale offizielle Ziele von Gesamtprojekten. Jetzt möchte ich mich noch einige Minuten mit Mikrozielen beschäftigen. Jedes größere Projekt hat viele Mitarbeiter. Beim Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben waren es bisher ca. 1000. 950, meist bäuerliche Gewährsleute, der Rest waren die Bearbeiter der Einzelbände, die Exploratoren für die Feldforschung und die studentischen Hilfskräfte. Jeder einzelne hat eine bestimmte Auffassung von den Zielen des Projekts, vom Sinn und Zweck des Ganzen. Damit in engem Zusammenhang steht die Motivation des betreffenden Mitarbeiters. Wie die im einzelnen aussieht und wie die auf das Gesamtprojekt zurückwirken kann, habe ich in meinem Einführungsband beschrieben. Ich möchte Ihnen das nun an einigen Beispielen vorführen:

(1) Die Motivation der Gewährspersonen

Unsere Informanten mußten über Tage hinweg den sie befragenden Exploratoren zur Verfügung stehen. Wenn wir die mit den Argumenten, die ich vorher in meiner Gruppe 1 als Sinn und Zweck eines Sprachatlasses beschrieben habe, zu motivieren gesucht hätten, würden wir heute noch mit den Aufnahmen beschäftigt sein. Unser Ziel war es, Personen zu gewinnen, die es als sinnvolle Aufgabe betrachtet haben, daß der alte Dialekt, den sie noch beherrschen, und der bei der Jugend, wenigstens was die alten Arbeitstechniken betrifft, nicht mehr vorhanden ist, aufgezeichnet und in einem Dialektmuseum aufbewahrt werden. Informant und Explorator einte (im Idealfall) das Bestreben, den jeweils ältesten noch erreichbaren Sprachzustand zu Papier zu bringen. Das hatte für das Projekt den Vorteil, daß das, was da aufgezeichnet wurde, in jedem Ort den jeweils gleichen historischen, sozialen und pragmatischen Stellenwert besitzt und damit Identisches geographisch verglichen wird. Dieses antiquarische Interesse kann bei der einen Gewährsperson so weit führen, daß sie bei jeder Frage nachdenkt, wie ihre Mutter oder Großmutter gesagt hat, der andere ist schon zufrieden, wenn er seine eigene Form dem Explorator präsentiert. Diese verschiedene Art der Bewältigung der Aufgabe führt am Ende auch zu verschiedenen Ergebnissen. Generell können wir zwar eine solche Vorgabe machen, welche Motive letztlich den Ausschlag gaben, daß eine Gewährsperson für uns zur Verfügung stand, ob er das z. B. mehr als eine nette Unterhaltung über alte Zeiten betrachtete, und wie sich das auf die Befragungsergebnisse auswirkte, das ist letztlich nicht zu erfahren. Trotzdem ist das Ergebnis der Befragungen am Ende so homogen, daß wir erfolgreich Sprachkarten damit herstellen konnten.

(2) Die Motivation und Erkenntnisziele der Exploratoren

Eine gesprächige Gewährsperson produziert im Laufe einer Aufnahme sehr viel mehr Äußerungen als mitgeschrieben werden können. Das sieht man sehr schön, wenn man bei einer Aufnahme den Tonbandmitschnitt mit den entsprechenden ausgefüllten Fragebuchseiten vergleicht. Verschieden motivierte Exploratoren schreiben auch verschiedene Dinge mit. Ich möchte das an zwei Beispielen erläutern (Die Lautschrift ist hier radikal vereinfacht, auf das hier im Zusammenhang Wesentliche reduziert):

Die erste Realisation des Wortes ›Rechen‹ ist *röcha*, es folgen weitere Wiederholungen des Typs *rächa*. Nehmen wir an, die erste Lautung ist notiert, dann gibt es für die Behandlung der weiteren Lautungen z. B. folgende Möglichkeiten: Die erste wäre, daß die ›ä‹-Realisierungen nicht weiter beachtet werden, weil der Explorator sich schon mit der nächsten Frage beschäftigt. Er will fertig werden. Die zweite, daß das ›ö‹ zu einem ›ä‹ gemacht wird, weil die ›ä‹-Lautungen wohl die altdialektalen sind, einmal weil sie öfters vorkommen, oder weil der Explorator weiß, daß germanisch ›ë‹ im Untersuchungsgebiet in der Regel nur als ›ä‹ oder ›ää‹ vorkommt. Die dritte Möglichkeit wäre, zusätzlich noch mehrere *rächa*-Belege zu notieren oder *rächa* [öfters so] zu schreiben.

Ein Gewährsmann wird nach dem Instrument, mit dem man die Haare kämmt, befragt: Er antwortet *kham*. Der Explorator weiß nun (auch von den Suggestivvorgaben im Fragebuch her), daß es im Altdialekt ein anderes Wort gegeben haben muß und fragt

entsprechend nach. Der Gewährsmann erinnert sich dann und bringt *schträäl* mit dem Kommentar, daß das »ganz alt« sei. Die entsprechende Notation könnte sein: (sugg.) *schträäl* »ganz alt« oder »E« (für: Erinnerungsform). Der Punkt, in dem sich die Mitschriften bei verschiedenen Exploratoren unterscheiden dürften, liegt darin, ob das umgangssprachlich-schriftdeutsche *kham* mitnotiert wird oder nicht.

Im Fall »Rechen« wird ein Explorator, der an feste Ortsnormen beim Altdialekt glaubt und der motiviert ist, vor allem diesen Altdialekt festhalten, und der Formen, die aus der Reihe tanzen, für nicht wesentlich hält, das »e« zu »ä« machen. Und er wird im zweiten Fall den schriftdeutschen *kham* als nicht aufzeichnenswert empfinden. Ein Explorator, der auch aktuellen Sprachwandlungen nachgehen will, der am Anfang seiner Arbeit nicht so gut Bescheid weiß, was im Untersuchungsgebiet möglich ist, der die Literatur nicht kennt, wird alle vorhandenen Formen aufzeichnen.

Generell besteht auch bei allen Exploratoren die Tendenz, vorwiegend das zu Papier zu bringen, was sie als ungewöhnlich, interessant, bemerkenswert, selten vorkommend empfinden. Und das ist bei identischer Instruktion durch den Projektleiter je nach persönlicher Interessenlage und Motivation bei jedem Explorator verschieden, und das ist am Anfang seiner Arbeit anders als nach zwei, drei oder fünf Jahren Aufnahmearbeit.

(3) Motive und Erkenntnisziele der Bandbearbeiter

Bei der Aufbereitung und Darstellung des erhobenen Materials müssen immer wieder Entscheidungen getroffen werden, die von Bearbeiter zu Bearbeiter verschieden ausfallen. Entscheidend dabei ist, was dabei jeweils für wichtig, interessant, als von Tragweite betrachtet wird. Eine Karte wird also verschieden aussehen, ob der Bearbeiter/die Bearbeiterin

- vor allem den ältesten Dialekt für dokumentierenswert hält
- ob er auch vertikale Sprachmischungsphänomene aufzeigen will
- ob er vor allem Systeme ins Blickfeld rücken will oder
- ob er an Lautgesetze glaubt oder nicht
- ob er Erscheinungen, die nicht ins System passen, die nicht regelhaft sind, für wichtig hält
- ob er puristisch den »richtigen« Dialekt quasi normativ darstellen will oder ob er die Schreibungen der Exploratoren für sakrosankt hält und jede Interpretation so weit wie möglich vermeiden will.

Trotz eines Globalzieles, das der Herausgeber definieren kann z. B.: »dokumentarisches Grundlagenwerk, offen für alle Interpretationsmöglichkeiten«, fließen solche je nach Bearbeiter verschiedenen, für die Bearbeiter meist unbewußten Ziele in die Kartengestaltung ein. Der Leser erfährt nur das, was der Bearbeiter als erfahrungswert betrachtet. In der Summierung führt das dazu, daß unsere bisher erschienen Bände für den Benutzer, der sich intensiv mit ihnen beschäftigt, doch unterschiedliche Fokussierungen erkennen lassen. Bei einem so großen Werk kann man das nicht vermeiden, und selbst wenn ich alles selbst gemacht hätte vom ersten bis zum letzten Band, es hätten sich ähnliche Verschiedenheiten ergeben, denn auch das, was man selbst für wichtig hält, ändert sich im Laufe der Zeit.

Ich habe jetzt viel von Motivation gesprochen, die mit Erkenntnisinteressen in enger Wechselwirkung steht. Man macht etwas, weil man etwas bewirken will, weil man etwas wissen will. Motivationen, die im persönlichen Bereich liegen, kommen im offiziellen Wissenschaftsbetrieb nicht vor: Ich mache etwas, weil ich Professor und Ordinarius werden will, weil ich an Ansehen, an gesellschaftlicher Geltung gewinnen will. So etwas kommt vielleicht in Memoiren, Biographien vor. Doch solche Motive spielen und spielten immer eine große Rolle und sind an sich nicht negativ zu bewerten. Das sind sie erst dann, wenn das Interesse an der Sache mit Erreichen des persönlichen Zweckes ›Amt‹ schlagartig aufhört. Aber vielleicht werden solche Argumente in Zukunft offener gehandelt als bisher, wenn man bedenkt, wie offen heute die Erhöhung des ›shareholder values‹ als das höchste Ziel wirtschaftlicher Tätigkeit bezeichnet wird und wie das Streben nach kurzfristiger Gewinnmaximierung langfristige Konzepte in den Hintergrund drängt.

Schluß

Ich habe an einigen Beispielen aufgezeigt, was Menschen zu verschiedenen Zeiten bewegt hat, sich mit Dialekten zu beschäftigen. Ich habe das anhand von Zeugnissen gemacht, die aus dem Umkreis der betreffenden Werke kommen; und habe Ihnen von ganz verschiedenen Erkenntnisinteressen und Motivationsstrukturen erzählt, von solchen, die aus dem Fach heraus in die Gesellschaft hinein geltend gemacht werden, von solchen, die innerhalb des Faches vorgebracht werden und von welchen, die innerhalb der wissenschaftlichen Arbeit wirksam werden und schließlich auch noch von solchen, die nie offen gehandelt werden.